

LEAH PITT
Das Haus am Strand



LEAH PITT

DAS
HAUS
AM
STRAND

THRILLER

Aus dem Englischen
von Michael Benthack

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel »The Beach Hut« bei Hodder & Stoughton, an Hachette UK Company, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2025
Copyright © 2024 by Leah Pitt
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotive: FinePic®, München
Redaktion: Heiko Arntz
KS · Herstellung: ik
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-49552-8

www.goldmann-verlag.de

*In liebevollem Gedenken an Nan,
die mir das Maschinenschreiben
beigebracht hat*

PROLOG

AN JENEM TAG
22:30 UHR

Matilda

Das Lagerfeuer prasselte und erhellt die Reihe der farbenfrohen Strandhütten hinter uns. Die Flammen warfen Schatten auf die Vorderseiten der Ferienhäuschen und ähnelten dunklen Gestalten, die sich auf den Terrassen umherbewegten. Vielleicht beobachteten diese Gestalten uns.

Vielleicht beobachteten sie mich.

Es war ein Fehler. Ich hätte nicht herkommen sollen.

In der Dunkelheit schlügen die Wellen leise an den Strand. In der Nähe des Lagerfeuers tanzte Caitlin, der Wodka schwappte in der Flasche in ihrer Hand. Tom rief ihr irgendetwas lautstark zu, doch Dev richtete den Blick auf Caitlin, die die Arme so über den Kopf hob, dass ihr die sonnengebleichten Haare ins Gesicht fielen. Neben mir beugte sich Kip vor und reichte Sophie noch ein Bier. Widerstrebend nahm sie die Flasche entgegen. Der Junge neben Sophie streichelte ihren Oberschenkel: Kurz spiegelte sich Panik in ihren Gesichtszügen.

Später sollten sie gegenüber der Polizei aussagen, es sei

ein perfekter Sommer gewesen. Dass es keinerlei Warnzeichen gegeben habe, keinerlei Hinweise auf einen heraufziehenden Sturm.

Hätten wir doch nur die Schatten bemerkt, die uns auf dem Strand entgegenkrochen kamen.

Hätten wir doch nur gewusst, dass alles so schrecklich schiefgehen würde.

KAPITEL 1

HEUTE

Sophie

Stare vollführen ihre Flugmanöver am Abendhimmel, als Harry meine Reisetasche auf die verwitterte Holzterrasse wuchtet und zu mir hochschaut, während die salzige Meeresluft sein schüttiges weißes Haar zaust.

»Ist lange her, seit ich dich zum letzten Mal hier unten gesehen habe, Sophie.«

Zwanzig Jahre, um genau zu sein, aber das sage ich nicht. Meine Augen brennen vor Müdigkeit, mein Nacken ist verspannt. Ich will jetzt nur eins, nach der Flasche mittelguten Malbecs greifen, die ich vorhin gekauft habe, damit die Ränder meines Lebens verwischen.

Aus dem Augenwinkel sehe ich die Strandhütten, aufgereiht, direkt nebeneinander. Erinnerungen blitzen in mir auf, selbst noch nach dieser langen Zeit: das hohle Klacken hölzerner Windspiele vom Häuschen der Parkers, die schwarzen Angeleimer vor der Terrasse des alten Harry. Toms Hütte, weiß gestrichen, direkt neben ... Ich wende mich ab, in meinem Bauch beginnt es zu rumoren, mir wird leicht übel.

Harry hat sich nicht gerührt.

»Haben Sie Urlaub?«

»Nein, die Hütte wird verkauft. Ich muss nur noch ein paar Sachen ausräumen.«

Der lange Blick, den er mir schenkt, verrät, dass er mir diese Ausrede nicht abnimmt.

»Jammerschade. Ist doch ein hübsches Häuschen.«

»Es wird ja nicht mehr genutzt. Ist besser, wenn sich jemand anders daran erfreut.« Ich bin kurz angebunden. Schon jetzt sehne ich mich nach der Anonymität Londons, dort stellt einem niemand unaufgefordert Fragen. Die frische, würzige Luft macht mich ein wenig schwindlig und müde.

»Wirklich jammerschade«, wiederholt Harry und schnalzt mit der Zunge. »Von den ursprünglichen Besitzern ist ja kaum noch jemand da, nur noch die Leute aus der Stadt, die hierher runterkommen und einen besseren Handyempfang verlangen.« Er schiebt die Hände in die Jackentaschen und blickt zum Strand, über die sanft ansteigenden Sanddünen hinweg, zum Fuß der Landspitze.

»Ist nie mehr so wie vorher gewesen – nach dem, was mit dem Mädchen passiert ist.«

Ich weiß, wohin er schaut, und wende mich ab, weil ich nicht sehen will, wie es sich in seinen wässrigen Augen spiegelt. Ich muss nicht daran erinnert werden, wie ihre Leiche gefunden wurde, leblos auf den scharfkantigen Felsen. Irgendwo auf der Landspitze gibt es eine Gedenktafel für sie. Matilda.

Wahrscheinlich glaubt Harry, dass mir kalt ist, weil ich

nicht so wie er betrübt hinaus aufs Meer schaue. Als hätte er sie gekannt ... Die Meeresbrise bläht die Kapuze meiner Regenjacke, sie flattert an meinen Ohren, während ich da-stehe und warte.

Schließlich wendet der alte Mann seinen Blick vom Strand ab und seufzt.

»Ich muss mich um meinen Fisch kümmern. Sie kennen sich hier ja aus.« Er trottet davon, zurück zu seiner Strandhütte.

Als ich schließlich allein bin, setze ich mich auf die Terrasse und schaue zum Strand, wo ich als Kind jeden Sommer verbracht habe. Es ist ein wunderschöner Abend, auch wenn ich nicht in Stimmung bin. Blau-rosa Wolken hängen niedrig über den leise schwappenden Wellen, und weil gerade Ebbe herrscht, ist eine weite Fläche mit glitzerndem nassem Sand und Büscheln von Seetang zurückgeblieben. Der Strand ist lang, unterteilt durch herumliegende grau-weiße Felsen, ein Hinderniskurs für wagemutige Kinder.

Für die meisten Menschen wäre es ein Traum: ein friedvoller Strand mit eigener Hütte, eine Wohltat für die Seele. So ist es auch einmal für mich gewesen, vor langer Zeit. Jetzt weiß ich nicht, was es ist. Eine Welle der Traurigkeit schlägt über mir zusammen. *Hör auf damit. Reiß dich zusammen.* Ich stehe auf und suche in meiner Handtasche nach den Schlüsseln für die Hütte. Sie sind noch immer an dem hölzernen Schlüsselanhänger befestigt, den mein Vater angefertigt hat. Nachdem ich aufgeschlossen und die leicht klemmende Flügeltür geöffnet habe, betrete ich die Hütte.

Sie ist wieder da.

Ich schaue genau hin, wie Harry ihre Reisetaschen vor der blauen Hütte abstellt. Kein Ehemann, keine Kinder. Nur sie.

Sophie Douglas. Sie sieht verändert aus, aber ich hätte sie überall erkannt. Ich vergesse keine Details. Nicht, was sie betrifft. Nicht, was jenen Sommer betrifft. Die kastanienbraunen Locken, die sie als Teenager hatte, sind verschwunden; ersetzt durch einen glatten Bob. Typisch London. Die teuren Budapester wirken auf der sandigen Terrasse fehl am Platz. Wie ich höre, ist sie ziemlich erfolgreich in ihrem Beruf.

Plötzlich schmeckt der Weisswein, den ich auf meiner Terrasse nippe – einen Augenblick zuvor noch so herrlich frisch –, sauer. Als ich den Blick senke, stelle ich erstaunt fest, dass ich mich am rechten Unterarm gezwickt habe. Jetzt sind da zwei kleine Einkerbungen, wie von einem Schlangenbiss.

Ich blicke zu den Strandhütten linker Hand, die sich an der Biegung der Sandbank entlangreihen. Die meisten Familien, die während jenes Sommers hier Ferienhäuschen besaßen, sind fort. Diejenigen, die geblieben sind, haben längst vergessen. Es ist, als wären die Erinnerungen im Meer versunken, in dunkelste Tiefen hinab, wohin kein Licht fällt.

Mein Herz schlägt schneller.

Ich habe es nicht vergessen.

Sophie Douglas wird es auch nicht vergessen haben.

KAPITEL 2

HEUTE

Sophie

Als ich am nächsten Morgen aufwache, brauche ich eine Weile, um mich zu orientieren. Kurz glaube ich, Nicks warmen Arm zu spüren; dann schlägt das Geräusch brechender Wellen über mir zusammen und erinnert mich daran, dass ich mich nicht in meiner Wohnung in London befinde, vergraben in meine weiche Kuscheldecke. Ich bin allein, unter einer muffigen Oberdecke auf dem Schlafsofa, das ich nicht einmal vom Sand befreit habe. Bald wird Nick ins Flugzeug steigen. Vielleicht bekommt er einen Sitzplatz neben einer attraktiven alleinstehenden Frau. Ob sie seinen Ehering bemerkt? Oder trägt er den inzwischen nicht mehr?

Ich schwinge die Beine aus dem Bett. Das Morgenlicht, das durch die Jalousien fällt, schimmert wie Perlmutt. Es verspricht, ein warmer Tag zu werden. Ich greife nach dem Handy und klicke auf das E-Mail-Icon. Auf dem Bildschirm erscheinen ungelesene Nachrichten. Ich verspüre ein Engegefühl in der Brust. Ich will die erste E-Mail öffnen, sehe dann aber oben im Posteingang die »Out of Office«-Meldung. Der voreingestellte Text lautet: *Ich bin zurzeit im*

Urlaub. Bitte wenden Sie sich während meiner Abwesenheit an Keith Mansfield. Vielen Dank, Sophie Douglas. Leiterin Öffentlichkeitsarbeit. Ich beiße die Zähne aufeinander. *Das ist doch lächerlich.* Alles wegen ein bisschen Schmerzen in der Brust und irgendeiner Kurzatmigkeit, die sich nicht, wie ich angenommen hatte, als Folge eines Herzinfarkts herausstellten, sondern vielmehr, nach Aussage des Arztes, als Panikattacken aufgrund von chronischem Stress. Und ehe ich mich versah, hatte mich der penetrante Personaldirektor mit Worten wie »Wohlbefinden am Arbeitsplatz« und »Burn-out« beurlaubt. Ich zögere. *Es kann nicht schaden, wenn ich ein paar E-Mails checke. Nur für den Fall.* Ich war nervös gewesen, hatte nicht genau gewusst, wie Melissa, meine übereifrige Mitarbeiterin, unsere anspruchsvolleren Kundinnen und Kunden behandeln würde. Wir hatten schließlich Zielvorgaben einzuhalten. Ein wenig Hilfe hier und da würde nicht schaden, nur um Melissa den Einstieg zu erleichtern.

Ich entwerfe bereits eine Antwort auf die erste E-Mail, als mir Nicks Frage einfällt, die er mir ganz zum Schluss gestellt hat: Magst du überhaupt, was du tust? Oder musst du nur alles kontrollieren? Ich lege das Handy beiseite, wütend über Nicks ungerechtfertigte Rüge, wütend auf mich, weil ich an ihn gedacht habe.

Ich stehe mitten im Raum und atme die Schimmelsporen ein, die an den Stuhlauflagen und Schlafsäcken haften. Erinnerungen daran, wie ich am Anfang des Sommers in dieses Strandhäuschen laufe, blitzen auf wie silberne Fische in einem flachen Gewässer. Während alle anderen zu exoti-

schen Reisezielen wie Korfu flogen, warteten meine Eltern auf mich und Anna vor der Schule im randvoll mit Camping-Bechern, Instant-Kakao und Jelly-Schuhen vollgepackten roten Defender Land Rover. Wir streiften unsere unbequemen Schuluniform-Schuhe ab, während unser Vater mit überhöhter Geschwindigkeit auf der Küstenstraße Richtung Sandbank fuhr und unsere Mutter uns Tüten mit Haribos gab, die wegen der Julihitze ganz klebrig waren. Eine dieser Strandhütten zu besitzen – von der Sorte, in der man den ganzen Sommer verbringen kann, ausgestattet mit einer kleinen Küche und einem halben Obergeschoss – war so, als wenn man für eine lange Zeit ein Doppelleben führte. Ich beendete das Schuljahr als gelangweilte, verschlossene Sophie und begann den Sommer als Fee: als Muscheln sammelnde, Fische ausnehmende Meeresnixe.

Wer bin ich jetzt? In dieser vernachlässigten Strandhütte, mit noch geschlossenen Fensterläden. Es fühlt sich an, als wäre ich einen Herzschlag zuvor noch zu Hause bei Nick gewesen. Ich glaube noch seine ruhige, zuverlässige Präsenz zu spüren. Jetzt, im Alter von fünfunddreißig Jahren, bin ich wieder da, wo ich angefangen habe, und versuche, so wie damals, zu verstehen, wo mein Platz im Leben ist.

KAPITEL 3

DAMALS

Sophie

»Steine zu verkaufen!«, rief meine Schwester. »Hör auf, so zu schreien«, zischte ich, peinlich berührt. Anna ignorierte mich und setzte ihre Verkaufsmasche fort. Zu der gehörte, jedem Vorbeigehenden aus voller Kehle ihre Ware anzupreisen. Viele entschieden, dass fünfzig Pence für einen von Hand bemalten Stein nicht zu viel seien, wenn man sich damit ein wenig Ruhe erkaufte.

Es war zu Beginn des Sommers, und obwohl wir das noch nicht wussten, das Jahr, in dem sich alles ändern würde.

Ich hatte mir vorgenommen, dass es *mein* Jahr werden sollte: das Jahr, in dem ich endlich vom Mädchen zur Frau werden würde. Ich hatte meine Zeit im präpubertären Fegefeuer abgeleistet. Exakt vierzehn Sommer hatte ich auf diesem schmalen Strandabschnitt verbracht, und in diesem Sommer würde ich die Rattenschwänze gegen kunstvoll abgeschnittene Jeans und meinen Tankini gegen einen knappen Bikini eintauschen. Ich wollte *wahrgenommen* werden.

Und ich wurde wahrgenommen. Allerdings auf die

schlimmste Art: Ich hing mit meiner kleinen Schwester ab, während sie sich etwas zusätzliches Taschengeld verdiente und mich vor den neuen Familien blamierte, die in den anderen Strandhütten untergekommen waren. Anna war zehn und interessierte sich weder für Mode noch für Jungs. Sondern ausschließlich dafür, so viele bemalte Steine an Touristen zu verkaufen, dass sie genügend Nachschub an Bazooka-Kaugummi und Brauseschleckpulver bekam. Ich schnaubte verächtlich und verschränkte die Arme, wobei ich mich fragte, warum ich noch niemanden aus der älteren, cooleren Gruppe gesehen hatte. Vielleicht trieben sie sich ja alle irgendwo anders herum.

»Fee!«

Sand aufwirbelnd lief Matilda uns auf dem Strand entgegen. Bei mir angekommen, grinsten wir uns an, atemlos vor freudiger Aufregung und etwas nervös. So erging es uns Strandfreundinnen immer: Im September würden wir uns zum Abschied zuwinken und zu den Schuluniformen und Federmappen zurückkehren, unsicher, wann wir uns wiedersehen würden. Ich fragte mich jedes Mal aufs Neue, wie sich die so selbstbewusste Matilda während des Schuljahrs wohl verändert hatte. Vielleicht wollte sie gar nicht mehr mit einer wie mir befreundet sein. Erleichtert bemerkte ich, dass sie fast genauso aussah wie beim letzten Mal, wengleich das blonde Haar länger und sie selbst noch größer geworden war, sodass sie mich mit meinen einen Meter fünfundfünfzig deutlich überragte. Sie war schön, aber sie war immer noch Matilda.

»Hübsche Frisur«, sagte ich.

Matilda lächelte ihr helles, strahlendes Lächeln. »Danke. Hübsche Titten.«

Ich prustete los und verschränkte die Arme, wurde knallrot. »Tildy!«

Sie lachte und zog mir die Arme von der Brust weg.

»Stell dich nicht so an! Komm her.« Sie nahm die voluminöse Polaroidkamera zur Hand, die sie an einem Lederhalsband um den Hals trug.

»Warum machen wir das eigentlich immer, *bevor* ich braun geworden bin?«, jammerte ich, posierte allerdings bereits für die Kamera.

»Damit wir nie vergessen, wer wir am Anfang des Sommers waren«, erwiderte Matilda rechthaberisch, drehte die Kamera um und zog einen Schmollmund.

»Cheeeese!«, riefen wir im Chor und lehnten unsere Köpfe aneinander.

Kaum hatte Matilda das Polaroidfoto in ihre kleine Souvenirdose gesteckt, ergriff sie meine Hand und zog mich mit sich über den Strand. Ich vergaß alle guten Vorsätze, was die Coolness betraf, während wir durch den Sand liefen und Rad schlügen, schwindlig vor Begeisterung, weil ein ganzer neuer Sommer vor uns lag.

KAPITEL 4

HEUTE

Sophie

Ohne die übliche Ablenkung durch die Arbeit zieht sich der Tag unangenehm in die Länge. Ich frage mich, wie ich früher meine freie Zeit verbracht habe, in den Jahren, bevor der Beruf so beherrschend wurde.

Es braucht einen Augenblick, bis ich wieder weiß, wie man die Gasflasche ersetzt und den Herd in Gang bekommt. Dann kuche ich mir einen Kaffee und nehme mir vor, die Strandhütte weiter bewohnbar zu machen. Da mein Termin mit der Immobilienmaklerin erst in einigen Tagen ist, bleibt mir Zeit, alles für den Verkauf vorzubereiten. Es ist sehr verwirrend, wieder hier zu sein, aber ich schulde es meiner Mutter, der glücklichen Zeiten wegen, einen guten Preis zu erzielen.

Unsere Hütte gehört zu den größeren, die sich an der Sandbank entlangreihen – dem langen Strandabschnitt, der vom Festland hinaus ins Meer ragt. Anders als die anderen Strandhüttenbesitzer war meine Familie allerdings nicht besonders wohlhabend. In den Achtzigerjahren waren meine noch kinderlosen Eltern auf einem der

Wanderwege auf der Landspitze gelaufen und hatten dabei eine Strandhütte entdeckt, die infolge einer Gasexplosion vollständig ausgebrannt war. Sie stand ganz am Ende der Reihe der Strandhütten. Etwas weiter davon entfernt begann die felsige Landspitze, die die Sandbank von der Küstenstraße und der Stadt auf der anderen Seite trennte. Fasziniert von der Vorstellung, dieses kleine Stück Freiheit an der Jura-Küste zu besitzen, verzichteten sie auf das ältere Vorhaben, eine Wohnung auf Mallorca zu erwerben, und kauften die halb zerstörte Strandhütte. Mein Vater – bei Tage ein etwas mürrischer Hypothekenberater – brachte sich aus einem Buch das Tischlern bei und renovierte zwei Jahre lang liebevoll die Hütte. Meine Eltern waren andere Menschen, wenn sie hier unten an der Küste Urlaub machten. Keine lästigen Termine mehr, keine lästigen Bring- und-Hol-Dienste.

Obwohl seit der letzten Vermietung Jahre vergangen sind und seither nichts mehr renoviert wurde, ist die Strandhütte immer noch wunderschön. Sie steht auf gut einen Meter hohen Stelzen und ist in Kornblumenblau gestrichen. Eine doppelflügelige Tür führt auf die breite Terrasse. Die Holzkonstruktion ist in einem matten Weiß gestrichen, über der Tür prangt stolz ein Bullaugenfenster. Das ursprüngliche Glas war bei der Explosion natürlich zu Bruch gegangen, aber statt es einfach zu ersetzen, baute mein Vater ein Buntglasfenster ein: Wenn die Sonne scheint, fällt rosafarbenes, blaues und grünes Licht in den Raum. Das Ferienhäuschen verfügt über einen Wohnbereich mit einem Schlafsofa, einem Tisch und einer kleinen Küche. Unter einem der

Seitenfenster befindet sich eine Sitzbank mit Kissen, auf der meine Mutter stundenlang Liebesromane las, was mein Dad oft spöttisch kommentierte. Rückwärtig befindet sich ein durch einen Vorhang abgetrennter Bereich mit hohen Regalen und dem Stockbett, in dem Anna und ich schliefen, im Licht unserer Taschenlampen bis spät in die Nacht Gruselgeschichten aus der Taschenbuchreihe *Gänsehaut* lasen und die Mücken wegwedelten, die um unsere Köpfe summten.

Im Laufe des Vormittags füllt sich der Strand mit dem Geschrei von Kindern, die in Sonnenschutzkleidung im Wasser planschen, und dem Gebrumm von Booten, die zum Angeln oder Erkunden kleiner Buchten hinaus aufs Meer fahren. Ich beschäftige mich in der Hütte, bin noch nicht bereit, mich der hellen Außenwelt zu stellen.

Am Mittag habe ich den Wassertank gefüllt, und es ist mir gelungen, den ärgsten Schmutz aus dem kleinen Unterbaukühschrank zu entfernen. Ich brauche eine Pause und greife mein Handy vom Fensterbrett, doch aus den Augenwinkeln nehme ich eine Bewegung wahr, als befände sich jemand auf der Terrasse. Ich gehe zur Tür und öffne sie, aber auf der Terrasse ist niemand. Ich spüre ein Kribbeln im Nacken. Ich bin mir sicher, etwas gesehen zu haben. Ich steige die Stufen hinunter und spähe in den Zwischenraum zwischen meiner Strandhütte und der Nachbarhütte. Geraise als ich mir sage, dass ich mir das alles wohl eingebildet habe, huscht an der hinteren Ecke ein Schatten über den Sand.

»Hallo?«, rufe ich. Der Schatten röhrt sich nicht. Er

bleibt ein Fleck auf dem hellen Sand. Ich trete einen Schritt vor.

»Hallo?«, rufe ich erneut. *Du bist paranoid.* Aber ich bekomme immer noch keine Antwort. Das Adrenalin treibt mich voran. Ich gehe vorsichtig zur Rückseite der Hütte.

»Hallo ...«

Ich biege um die Ecke – sehe jedoch niemanden. Keine verborgenen Gestalten, keine Schatten. Nur ich – ich komme mir wie eine Idiotin vor.

Verärgert und gereizt gehe ich zurück in die Hütte. Ich erschrecke, als plötzlich das Handy auf dem Fensterbrett summt, doch zum ersten Mal seit Tagen lächle ich, als ich den Namen auf dem Bildschirm sehe.

»Hey, Anna Banana.«

Meine jüngere Schwester am anderen Ende der Leitung lacht ein wenig gequält. Sofort presse ich das Smartphone fester an mein Ohr. Als würde mich das ihr irgendwie näherbringen.

»Du hast mich gestern nicht angerufen, du blöde Kuh. Ich habe mich zu Tode geängstigt. Ich sage Mike ständig, dass du abgehauen bist und dich ertränkt hast und alles meine Schuld ist, weil ich dich nicht begleitet habe.«

»Sei nicht albern, mir geht's gut.«

»Wirklich?« Sie seufzt, und ich weiß, sie denkt an Nick, erwähnt ihn aber dankenswerterweise nicht. »Ich begreife immer noch nicht, wie du da hinfahren kannst.«

»Wer sollte sonst den Verkauf regeln? Du lebst auf der anderen Seite der Welt, und Mum ist mit Phil nach Spanien entchwunden ... Was bleibt mir anderes übrig?« Auch

wenn ich mich um einen sachlichen Ton bemühe, es klingt verbittert. Am anderen Ende wird lange geschwiegen.

»So was hat immer Dad geregelt«, sagt Anna schließlich.

»Ich weiß«, erwidere ich leise. Ich fahre mit dem Finger über die Sandschicht auf dem Fensterbrett. Sein Tod liegt fast dreizehn Monate zurück, aber es fällt mir nach wie vor schwer, darüber zu sprechen.

»Und? Wie ist es bei dir da unten?«

»Es fühlt sich ziemlich surreal an ... Es hat sich kaum etwas verändert. Sogar Harry ist wie immer.«

Anna lacht.

»Der alte Lüstling ist immer noch da?«

»Anna! Er ist kein ... er ist sehr nett.« Unerwartet habe ich einen Kloß im Hals. In jüngster Zeit habe ich das Gefühl, als würde jemand die Fäden durchtrennen, die mich mit meinem altgewohnten Leben verbinden: Ehemann, *schnipp*, Vater, *schnapp*. Momentan habe ich nicht einmal mehr einen Job, der mich ablenkt. Seit Anna in Australien lebt und meine Mutter in Spanien, habe ich das Gefühl, als geriete mein Leben immer mehr aus den Fugen. Vielleicht habe ich mich ja deshalb entschlossen, an den Ort zurückzukehren, an dem ich meine Kindheit verbracht habe, bevor auch er für immer aus meinem Leben entschwindet.

»Hast du schon Gary und Sheila getroffen?«, fragt Anna plötzlich.

Ich schlucke. »Wieso hätte ich sie treffen sollen?«

»Na ja, wir sind nicht mehr in der Hütte gewesen seit der Sache damals. Ich dachte, du würdest sie vielleicht sehen wollen.«

»Anna, ich bin nur hier, um die Hütte zu verkaufen. Mehr nicht. Ich bezweifle, dass sie immer noch hier sind.«

»Na ja, du solltest es wenigstens herausfinden. Sie war schließlich deine beste Freundin ...«

Ich unterbreche sie. »Das ist zwanzig Jahre her, Anna.«

»Und?«

»Und ich bin nicht hier, um in der Vergangenheit zu wühlen. Ich muss jetzt los. Grüß bitte Mike von mir.«

Anna seufzt, sie hat offensichtlich beschlossen, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

»Mach ich. Und du – pass auf dich auf.«

KAPITEL 5

HEUTE

Sophie

Nachdem ich das Telefonat mit Anna beendet habe, setze ich mich mit einem frisch gebrühten Kaffee nach draußen. Es ist kurz nach Mittag. Die Sonne steht hoch am Himmel und taucht die Terrasse in ein weiches buttergelbes Licht. Ich schüttele eine Zigarette aus der Packung in meiner Handtasche und stecke sie mir an. Nick glaubt, ich hätte das Rauchen aufgegeben, aber an stressigen Tagen genehmige ich mir immer mal wieder eine außerhalb des Büros.

Ich schaue auf den vor mir liegenden Strand, versuche, ihn konzentriert wahrzunehmen: den hellen Sand; die heranbrandenden Wellen mit den weißen Schaumkronen; auf den Dünen den Strandhafer, der sich anmutig im Wind wiegt – wenn man den Halmen zu nahe kommt, kann man sich leicht schneiden.

Die Konzentration auf die unmittelbare Umgebung – meine Therapeutin hat darauf bestanden, dass ich mich im Rahmen *der achtsamkeitsbasierten kognitiven Therapie* darum bemühe.

»Sie müssen lernen, die *Kontrolle* aufzugeben«, hatte sie

mich ermahnt, nachdem ich ihr erklärt hatte, dass ich mir auf gar keinen Fall von der Arbeit freinehmen könne. »Loszulassen. Die Welt ums uns herum kann nicht beherrscht oder ›gemanagt‹ werden. Wenn wir das Meer zu erobern versuchen, ertrinken wir.«

Nick hatte sich offenbar entschlossen, nicht mehr ertrinken zu wollen.

Wir hatten uns in einem Café kennengelernt, abseits einer der geschäftigsten Straßen im Londoner Stadtteil Holborn. Das Café war trendy genug, dass es mittags von Leuten in den Zwanzigern mit angesagten Frisuren und Laptops frequentiert wurde, und zwar in derart großer Zahl, dass die Touristen und Familien, die auf dem Weg nach Covent Garden waren, abgeschreckt wurden. Es war April und hatte wie aus heiterem Himmel zu regnen begonnen, die Regentropfen prasselten auf die Straße, und ich lief tropfnass in das Café und bestellte eilig einen Kaffee. Als ich mich vom Tresen wendete, wurde mir rasch klar, dass es in dem Lokal keine Tische gab. Unvernünftigerweise ärgerte ich mich über den Barista, weil er mich nicht davor gewarnt hatte. *Was soll das – soll ich meinen Kaffee etwa im Stehen trinken?*

In einer der Fensternischen sah ich einen Mann. Mit einem Buch in der Hand saß er ein bisschen steif auf der Sitzbank. Er erwiderte meinen Blick und registrierte offenbar meinen genervten Gesichtsausdruck, denn er nahm seine Tasche von der Bank und rückte ein Stück zur Seite. Dann vertiefte er sich wieder in sein Buch, während

ich rüberging, meinen nassen Trenchcoat auszog und mich neben den Mann auf die Fensterbank setzte.

»Danke«, sagte ich leise.

Mit undurchdringlicher Miene blickte er auf. Die Fensterscheibe hinter ihm war beschlagen, einzelne Tropfen hatten dekorative Bahnen gezogen.

»Gerne.« Erneut schaute er in sein Buch, während ich ihn gleichzeitig weiter ansah. Groß gewachsen, schlank. Eher der akademische Typus, dem gebügelten, fein karierten Hemd zu den wildledernen Desert Boots nach zu urteilen. Aber er strahlte auch irgendetwas aus. Vielleicht lag es an seinen Bartstoppeln – ein klein wenig zu lang, um konservativ zu sein – oder an der kaum wahrnehmbaren Piercing-Narbe an seinem Ohr.

Mein Handy pingte, und instinktiv warf ich einen Blick darauf. In der Welt der Public Relations konnte man es sich nicht leisten, irgendwas zu verpassen. Es war eine Nachricht von meinem Assistenten.

Hear First hat abgesagt. Ich bemühe mich um einen neuen Termin.

Ich stöhnte auf. *Hear First* war eine enorm einflussreiche Talkshow. Das Interview mit einer unserer Autorinnen zu vereinbaren, hatte fast ein Jahr gebraucht. Die Klientin hatte unbedingt in der Sendung auftreten wollen. Ich griff nach meinem Kaffee und überlegte, ob ich bei *Hear First* vorbeischauen sollte, statt abzuwarten, dass man uns einen neuen Termin anbot.

»Verdammtd.« Der Kaffee war kalt. Ich funkelte den Barista, der mich bedient hatte, wütend an, bereit, aufzustehen und

um einen neuen Kaffee zu bitten, als der Mann neben mir sagte:

»Schlechter Tag?«

Ich hob den Kopf, alarmiert, weil er mich angesprochen hatte. Er verzog keine Miene, und doch hatte ich das Gefühl, ein leises Lächeln auf seinen Lippen zu sehen.

»Sie wirken gestresst«, fügte er als Erläuterung hinzu.

Ich war nicht *gestresst*. Ich war sauer. Das war ein Unterschied.

»Mir geht's gut, danke. Ist nur der Job.«

Er sah mich etwas zu wissend an, und ich widmete mich wieder meinem Handy, aufgebracht. Doch dann war mir meine abrupte Art peinlich. Als ich mich auf der Suche nach einem Anknüpfungspunkt für ein Gespräch umschaute, fiel mein Blick auf das Buch in seiner Hand.

»Was lesen Sie da?«

Er drehte das Buch um, zeigte mir den Titel.

»*Shoedog*«, las ich laut.

»Es handelt vom Gründer von Nike. Haben Sie es gelesen?«

Ich zögerte. Ich hatte genügend Dates in London gehabt, um zu wissen, dass man in die Schublade *ungebildet* gesteckt wurde, wenn man sich nicht besonders gut mit Büchern auskannte. Aber das hier war kein Date. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass es meinem neuen Bekannten auffallen würde, wenn ich ihn anzulügen versuchte.

»Nein«, sagte ich. »Ich glaube, ich habe zum letzten Mal als Teenagerin ein Buch gelesen. Jacqueline Wilson, wahrscheinlich.«

Statt sich abzuwenden, beugte sich der Mann ein wenig zu mir vor. Plötzlich fühlten sich meine Wangen warm an.

»Und wieso lesen sie keine Bücher?«

Die Frage hatte ich mir so noch nie gestellt. Mein Handy pingte erneut, aber ich nahm keine Notiz davon.

»Der Beruf.« Ich zuckte mit den Schultern. »Und außerdem ...«, ich zögerte, ein wenig verlegen, »... mag ich es nicht, nicht zu wissen, wie Dinge enden.«

Aus irgendeinem unerklärlichen Grund musste er lächeln.

»Warum fangen Sie dann nicht auf der letzten Seite an? Dann kennen Sie das Ende.« Er streckte seine Hand aus.
»Übrigens – ich heiße Nick.«

Ohne nachzudenken, legte ich meine Hand in seine.

»Sophie.«

Über mir schreit eine Möwe und holt mich zurück in die Gegenwart, an den Strand. Ich stehe so ruckartig auf, dass die Stuhlbeine auf den Terrassendielen kratzen. Wenn eine Achtsamkeitstherapie bedeutet, dass ich ständig an Nick denken muss, kann ich gut darauf verzichten.

KAPITEL 6

HEUTE

Sophie

In den nächsten beiden Stunden sortiere ich, was sich in der Strandhütte befindet. Jedes Mal, wenn ich versucht bin, meine E-Mails zu checken oder nachzusehen, ob Nick eine SMS geschickt hat, verstärke ich meine Aufräumarbeiten so sehr, dass mir der Schweiß von der Stirn rinnt und mir der Rücken schmerzt, bis ich schließlich aufhöre und eine Pause einlege. Trotzdem – die körperliche Betätigung tut mir gut. Seit Jahren finde ich keine Zeit mehr, ein Fitnessstudio aufzusuchen, sondern gehe ganz in meinem Beruf auf. Aus dem alten Transistorradio meines Vaters schallen Country-Klassiker, alle Türen und Fenster stehen weit offen, der Raum ist sonnendurchflutet. Die Spinnweben und Flecken sind deutlich zu erkennen, doch fällt das Licht auch auf die Windspiele, die meine Mutter am Zentralbalken aufgehängt hat, sowie auf die Schalen mit dunkelorange- und rosafarbenen Muscheln, die wir im Laufe der Jahre gesammelt haben.

Bislang habe ich lediglich den rückwärtigen Bereich der Hütte aufgeräumt, in dem Anna und ich geschlafen haben.

Jede Schublade, jede Kiste, die ich öffne, enthält kleine Erinnerungsstücke: halb aufgebrauchte Streichholzschachteln, Bindfäden, Sonnencreme-Fläschchen, die Deckel verkrustet, ein Fernglas, das eifrige Vogelbeobachter vergessen haben.

Schließlich ist nur noch eine Aufbewahrungsbox übrig. Am Ende jedes Sommers bestanden unsere Eltern darauf, dass Anna und ich unsere »Strand«-Besitztümer in Kisten verstauten. Das war weitgehend sinnlos. Alles, was wert war, aufgehoben zu werden, wie zum Beispiel Süßigkeiten oder parfümierte Gelstifte, nahmen wir mit nach Hause, weshalb die Aufbewahrungsboxen mit Krimskrams gefüllt wurden, den wir nicht in den Müll warfen, beziehungsweise Dingen, die uns langweilten. Irgendwann hatte ich meine Kiste mit kleinen Leuchtsternen beklebt.

Die Box steht auf dem obersten Regal im Küchenschrank und geriet im Laufe der Jahre ganz nach hinten. Misstrauisch beäuge ich die klapprigen Holzstühle in der Küche. Ich muss mir eine Leiter besorgen, wenn ich die Kiste runterholen will, ohne mir den Hals zu brechen. *Verschieb das auf morgen.* Die Flasche Gin, die ich gestern gekauft habe, sieht mich verführerisch an, der Inhalt wartet nur darauf, bei Sonnenuntergang mit kaltem Tonic Water gemischt zu werden ... nur, es ist mir zuwider, etwas unbeendet zu lassen. Ich ahne, dass ich dasitzen werde, unfähig, den Drink zu genießen, solange mich der Gedanke an die letzte, unerledigte Kiste nicht loslässt.

Ich sage mir, es wird nicht lange dauern, und gehe nach draußen, zur Rückseite der Hütte, um die Leiter meines

Vaters zu suchen. Als Teenagerin waren meine nackten Füße vom Gehen am Strand ziemlich unempfindlich, doch jetzt tut es weh, wenn ich auf spitze Steine oder die stacheligen Blätter einer Stranddistel trete.

Der einen Meter hohe Spalt an der Rückseite der Strandhütte zwischen dem Sand und der Unterseite der Hütte diente hauptsächlich dazu, Surfboogieboards zu verstauen sowie die Leiter, mit deren Hilfe mein Vater das Dach und die Solarpaneele instand hielt. Ich gehe in die Hocke, sehe aber nur das rot-weiße Heck der kleinen Jolle meines Vaters. Mir läuft ein Schauer über den Rücken. Schon als Kind hat es mich vor diesem niedrigen, dunklen Raum gegruselt.

Weil ich in der Dämmerung kaum etwas erkenne, tippe ich auf den Taschenlampen-Button meines Handys – wobei mir kurz der Gedanke kommt, wie mein Vater wohl darauf reagiert hätte, dass ich eine App statt einer richtigen Taschenlampe verwende – und spähe ins Dunkel.

Unter der Strandhütte ist es feucht und kühl. Im Lichtkegel des Smartphones tauchen diverse kaputte Eimer und leere Gasflaschen auf, aber keine Leiter. Ich krieche in den Zwischenraum, halte dabei das Handy auf Armeslänge von mir weg. Links von mir bewegt sich etwas, und ich erschrecke. *Schlangen?* Die gibt es hier unten an der Küste eigentlich nicht. Ich warte einen Augenblick, doch alles bleibt ruhig.

Ich atme tief durch und bewege das Handy methodisch von links nach rechts. Erleichtert stelle ich schließlich fest, dass der Lichtschein auf die Sprosse einer Metallleiter fällt. Die Leiter liegt ganz hinten. Ich lehne das Handy an einen

Eimer und krieche auf allen vieren weiter, um sie zu erreichen. Ich nehme eine rostige Paella-Pfanne von der Leiter und ziehe an einer der Sprossen. Die Leiter ruckt ein wenig zu mir hin, liegt jedoch verklemmt unter dem Bug der Jolle. Ich versuche es noch einmal, doch es gelingt mir lediglich, sie einige Zentimeter weiter zu mir heranzuziehen. Ich taste in der Dunkelheit und berühre unmittelbar über mir den Holzbalken, der unten an der Außenkante der Strandhütte verläuft. Ich halte mich an dem Balken fest und greife mit der anderen Hand die unterste Sprosse der Leiter. Es klappt: Die Leiter gleitet vom Boot herunter auf mich zu. Gleichzeitig löse ich meine Hand von dem Balken über mir. Ein schmerzhafter Stich durchfährt mein Handgelenk, und ich reiße die Hand weg. Dabei stößt sie gegen etwas, das oben auf dem Balken steht. Was immer es ist, landet mit dumpfem Aufprall auf dem Boden.

»Verdammtd!«

In dem Zwielicht sehe ich, dass der Ärmel meines Pullovers eingerissen ist und dass ich blute, wo mein Handgelenk an dem rostigen Nagel hängen geblieben ist. Ich greife nach dem Handy, leuchte damit auf dem Sand herum, um herauszufinden, was heruntergefallen ist. Ich will gerade aufgeben, als der Lichtschein des Handys darauf fällt.

Das kann nicht wahr sein.

Es ist, als würde alles um mich herum verschwimmen. Entgeistert blicke ich auf die kleine, silberne Dose.

Vor zwanzig Jahren hatte die Polizei nach dieser Dose gesucht. Und zwanzig Jahre später liegt sie hier im Sand, direkt vor mir.

Was ich nicht weiß: Wie ist sie hierhergekommen?

Die Tür steht offen. Die Jalousien sind hochgezogen. Müllbeutel häufen sich auf der Terrasse. Sie schimmern in der Sonne wie feuchte schwarze Nacktschnecken. Ich presse das Fernglas an meine Augen.

Offensichtlich bist du nicht zum Chillen gekommen, Sophie. Offensichtlich bist du wild entschlossen, der Strandhütte das Leben auszusaugen, bevor du sie an irgendwelche von deinen schnöseligen Freunden aus London verkaufst, die die Hütte »renovieren« werden, um sie dann auf Instagram zu zeigen. Sie werden ein Bad einbauen, Küchenfliesen mit geometrischen Mustern verlegen lassen, eine Sieben-Zonen-Schaumstoffmatratze kaufen und behaupten, sie seien Abenteurer. Solange du dich von dieser Sandbank fernhältst, Sophie, ist es mir egal, was du tust.

Die Stellen am Arm, dort, wo ich mich gekniffen habe, sind verblasst, mittlerweile ist die Haut nur noch ein wenig gerötet.

Ein weiterer Vogelbeobachter geht an mir vorbei, das Fernglas baumelt vor seiner Brust. Wir lächeln uns an, dann hebe ich mein kleines Fernglas wieder an die Augen und kehre zu meinem Zielobjekt zurück.

Flieg, Sophie. Flieg.

KAPITEL 7

DAMALS

Sophie

»Ich langweile mich«, seufzte Matilda und trommelte mit den Füßen auf die Terrassendielen. Wie immer lag ihre Polaroidkamera direkt neben ihr, sie griff danach und betrachtete mich durch den Sucher.

»Lächeln, Soph.«

Ich streckte die Zunge heraus, die Kamera klickte. Ich war es so sehr gewohnt, dass Matilda Fotos schoss, dass ich es kaum noch wahrnahm.

»Schmierst du Zahnpasta auf deine Pickel?«, fragte ich und widmete mich wieder meiner Zeitschrift, während Matilda nach der Dose griff, in der sie die Fotos aufbewahrte.

»Ich hab keine Pickel.«

»Doch. Du hast ...« Ich hielt inne.

Matilda sah mich an, die Dose und das Foto immer noch in der Hand. »Ich habe was?«

Ich wurde rot. »Nichts.«

Während ich dies sagte, schweifte mein Blick unwillkürlich zu dem dunkelroten Pickel mitten auf Matildas Stirn.

Eine lange Pause entstand, dann prustete Matilda los. Erleichtert fing auch ich zu lachen an. »Er ist ... so groß«, prustete ich, worauf Matilda noch lauter lachte.

»Ich ... weiß«, keuchte sie. »Alle, die mit mir reden, starren darauf. Die fangen fast an zu schielen.«

Wir kicherten, so sehr mit uns beschäftigt, dass wir den Schatten nicht bemerkten, der auf die Holzdielen der Terrasse fiel.

»Was ist denn da so lustig?«

Am Holzgeländer lehnte Kip, Matildas Cousin, das Bodyboard unter den Arm geklemmt. Ich hörte auf zu lachen und setzte mich auf, wobei ich den Bauch einzog. Allein schon sein Blick ließ mein Herz schneller schlagen. Er sah so gut aus mit seinem tropfnassen hellblonden Haar und den dunklen, feuchten Wimpern.

»Sophie hat über meinen Monsterpickel gelacht«, erklärte Matilda.

»Ganz schön fies, Soph«, sagte Kip und lachte. Panik stieg in mir auf, schlängenartig. *Ich war nicht fies!*

»War nur ein Scherz«, sagte ich eilig. »Matilda hat es lustig gefunden, es war nicht fies gemeint. Es war ein Scherz«, wiederholte ich. *Halt den Mund, halt endlich den Mund*, rief eine innere Stimme.

Kip hob die Hände. »Entspann dich. Du regst dich zu schnell auf.«

Ich verkniff mir eine Antwort und spürte, wie ich rot wurde. Kip war erst sechzehn, kam mir aber vor wie ein Erwachsener. Ich dagegen brachte nicht mal einen vollständigen Satz heraus.

Nein, dachte ich. Das ist dein Sommer, vergiss das nicht! Trau dich, mehr Fee zu sein! Das sagte ich mir immer, damit ich aus dem »Sophie«-Modus in den »Fee«-Modus wechselte, in dem ich cooler, witziger, selbstbewusster war. *Sei mehr Fee.*

Ich lachte, rief mir in Erinnerung, was in der Zeitschrift stand, und strich mir durchs Haar. Durch die Bewegung hatte sich das Oberteil meines Bikinis ein wenig verschoben, und Kip starrte hin – so, wie das laut der Zeitschrift alle Jungs machten.

»Du hast recht, ich muss mich wirklich entspannen.«

Ich stand auf, sah kurz zu Matilda und stieg lässig an Kip vorbei die Terrassenstufen hinunter.

»Ich hol mir ein Bier aus unserer Hütte. Bis später.«

Ohne mich umzudrehen, ging ich durch den heißen Sand. *O mein Gott.* Mein Puls raste. Ich konnte es nicht fassen – was hatte ich da eben gesagt? Hatte ich wie eine Idiotin gewirkt? Hatte mich Matilda als Hochstaplerin geoutet, als sie Kip verriet, dass ich erst ein einziges Mal Alkohol getrunken hatte – und zwar an Silvester – und dass ich mich derart davor geekelt hatte, dass ich das Glas nicht ausgetrunken hatte?

Ich war erst einige Schritte gegangen, als Kip mir zurief: »Hey, Fee, wir haben hier auch Bier, möchtest du eins?«

Es hatte geklappt. Und er hatte mich *Fee* genannt, nicht Sophie. Ich blieb stehen, als überlegte ich es mir. In Wahrheit versuchte ich, meinen Eifer zu beherrschen, damit ich keinen Mist baute.

»Okay.« Ich drehte mich schulterzuckend um. »Danke.«

Kip lächelte und wandte sich der Strandhütte zu, die neben Matildas kanariengelbem Ferienhäuschen stand. Matilda war offenbar völlig perplex, sagte aber wie eine echte beste Freundin kein Wort und griff nach ihrer Zeitschrift. Kip ließ das Bodyboard fallen, schob die Tür auf und winkte mich in die Hütte. Ich ignorierte mein Herzklöpfen und folgte ihm.

Ich war noch nie in seinem Strandhaus gewesen. Es war viel schicker eingerichtet als unseres. Mein Vater hatte die Einrichtung einmal als *angeberisch* bezeichnet, weil es hier einen Heißwassertank und eine richtige Kaffeemaschine gab. Die Küche erstreckte sich über die gesamte Rückseite, und es gab einen Küchentresen aus Vollholz. An allen Seiten der Hütte standen hübsche Sitzbänke unter den offenen Fenstern. Es waren richtige, gekaufte Bänke, nicht selbst gebaute wie die von meinem Vater, bei denen man sich regelmäßig Splitter in die Schenkel rammte. Die Strandhütte hatte ein deutlich maritimes Flair: weiße Wände und teure, blau-weiß gestreifte Schonbezüge auf den Sitzmöbeln.

Kip kramte im kleinen Unterbaukühlschrank. Flaschen klirrten.

»Was trinkst du? Wir haben Budweiser, Heineken und Castlemaine.« Er betrachtete eine Flasche auf diese unerklärliche Art, wie Erwachsene das taten. Mist, mir waren die Namen der Biere entfallen, die er gerade genannt hatte. Was, wenn ich sie falsch betonte? Ich nahm mir vor, meiner neuen Taktik zu folgen, und zuckte entspannt mit den Schultern.

»Ich nehm das Gleiche wie du.«

Kip nickte, zog zwei grüne Flaschen aus dem Kühl schrank und hebelte die Kronkorken auf, als habe er das schon tausendmal getan.

Wollte ich das wirklich? Und wenn mir das Bier nun nicht bekam? Was, wenn Mum und Dad an der Hütte vorbeigingen, oder Anna, und sie mich verpetzte?

Kip reichte mir die kalte Flasche, ging zu einer der Sitz bänke und schlug mit der flachen Hand auf den Platz neben sich. »Komm, setz dich, Fee.«

Als ich mich neben ihn setzte, wurde mir plötzlich be wusst, dass ich nur mit einem Bikini-Top und Shorts be kleidet war. Unsere Beine berührten sich – weswegen ich froh war, dass ich diese spezielle Feuchtigkeitscreme benutzt hatte, die meiner Haut einen goldenen Schimmer verlieh. Zwar war mir durchaus klar, dass ich etwas sagen sollte, aber es war, als habe mein Hirn seine Arbeit eingestellt. Ich war einem Jungen noch nie so nahegekommen. Mit Kip allein zu sein, davon hatte ich die letzten beiden Sommer geträumt, aber jetzt wusste ich nicht, was ich mit mir anfangen sollte. In meiner Vorstellung hatten wir diesen Teil immer übersprungen. In meinem Bauch begann es ange nehm zu flattern. *Sollte ich mich so fühlen?*

Kip hatte schon einige Schlucke getrunken; ich führte die Flasche an die Lippen und betete, dass ich nicht etwas Idiotisches tat, wie zum Beispiel, das Bier sofort wieder aus zuspucken. Es war kalt und schaumig. Ich spürte, wie es mir in der Nase kitzelte.

Ich schaute zur Seite – und sah, dass Kip mich beob achtete.

»Was ist?«, platzte ich heraus.

»Du bist anders diesen Sommer ... Du bist ... ich weiß nicht, irgendwie anders.«

»Sag's doch einfach«, entgegnete ich. *Dass ich erwachsen geworden bin? Dass ich hübsch bin? Dass du mich endlich beachtest?*

Kip drängte sich an meine Schulter. Ich versuchte, flach zu atmen, für den Fall, dass mein Atem nach Bier roch. Kip war mir ganz nahe. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

»Kip!«

Wir blickten auf. Caitlin stand auf der Türschwelle. Gerahmt von der Sonne, sah sie aus wie ein Engel: Ihre langen blonden Haare fielen in perfekten Wellen, das sexy, paillettenbesetzte Top zeigte ihren flachen, gebräunten Bauch. Ich verlor allen Mut.

»Na? Was soll das hier werden?«, fragte sie in gekünstelt scherhaftem Ton, der zugleich etwas Schroffes hatte. Ihr Blick fiel auf die Flaschen. »Seit wann trinkst du Alkohol, Sophie?«

»Sophie trinkt, was ihr gefällt«, sagte Kip und stand auf. »Bier?«

Er holte Caitlin ein Bier. Sie ließ sich auf der Bank gegenüber nieder. Sie erwartete offenbar, dass Kip für sie sprang. Jedenfalls machte sie sich nicht die Mühe, ihm zu antworten.

»Hast Titten gekriegt diesen Sommer.« Das sagte sie so leise, dass Kip es nicht hören konnte. »Hat dir deine Mum nicht gesagt, dass weniger mehr ist.«